

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 8

Artikel: Das Kind

Autor: Bürki, Roland

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

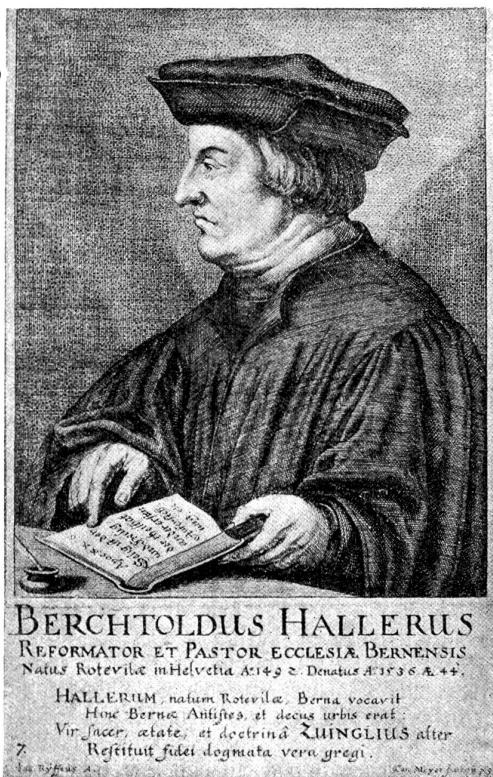
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seine Pfründe. Aber der Umschwung war nahe. Es gelang der reformatorisch gesonnenen Partei, am 22. April 1527 eine Verfassungsänderung durchzuführen, wonach der Kleine Rat vom Großen Rat gewählt werden sollte, was zur Folge hatte, daß die Anhänger der alten Kirche nicht wieder-



gewählt wurden. Man beschloß, in Bern selbst ein großes Religionsgespräch abzuhalten, das vom 7. bis zum 26. Januar 1528 stattfand. Haller und sein Freund Franz Kolb hatten die Thesen verfaßt und verteidigten sie. Zwingli und mehr als hundert Geistliche nahmen daran teil. Der Verlauf entschied glänzend zu Gunsten der Reformation, worauf am 7. April das von Haller entworfene Religionsedikt erlassen wurde, das die neue Lehre und Kirchenordnung im ganzen Kanton einführte.

Haller trat jetzt an die Spitze des Berner Kirchenwesens, war der Berater der Obrigkeit und führte eine umfangreiche Korrespondenz mit allen der Reformation zugeneigten führenden Geistern der Schweiz. 1530 ging er nach Solothurn, um auch hier dem Evangelium Eingang zu verschaffen, hatte aber nicht den erhofften Erfolg. Der Krieg zwischen Zürich und den katholischen Kantonen drohte 1531 die schlimmsten Folgen für die Reformation zu bringen, zumal Zwingli starb und Haller im Einklang mit der Berner Regierung zum Frieden mahnte. Zwischen Bern und Zürich war eine tiefgreifende Misströmung eingetreten, so daß Haller recht trüb in die Zukunft sah, auch hatte ihm die unter seiner Mitwirkung verfaßte neue Kirchenordnung — übrigens ein wahres Meisterstück — sehr große neue Pflichten auferlegt, so die Abhaltung regelmäßiger Kirchenvisitationen, die Sorge für das Schulwesen und für die Bildung der Geistlichen usw.

Die eingeleitete Einigung der Schweizer Kirchen hat Haller nicht mehr erlebt, aber sein durch Krankheit gebrüderter Lebensabend erhellt der glückliche Fortgang der Reformation in den Ortschaften um den Genfersee. Die Entscheidung erfolgte, als Anfang 1536 Genf, von seinem Bischof bedrängt, Berns Hilfe nachsuchte. Totfrank bestieg Haller die Kanzel und ermahnte seine Mitbürger zur Standhaftigkeit und Tapferkeit, und an sein ersterbendes Ohr

drang noch die Siegesnachricht von der Eroberung der Waadt und dem Einzug in Genf. (2. Februar 1536.)

Wenn Genf von da ab ein Hort des Protestantismus wurde, der seine Wellen über Frankreich, Italien, die Niederlande und Schottland ergoß, so hat zu diesem Erfolge des Glaubensfeuers von Bern die stille, treue, aufopfernde Tätigkeit Hallers ein gut Teil beigetragen. Darin liegt auch die Bedeutung dieses Mannes, der ein Reformator war, ohne ein großer Theologe zu sein, der aber von den Ersten seiner Zeit ihrer Freundschaft und Achtung im vollen Maße gewürdigt worden ist. Am 25. Februar 1536 starb er, tief betrauert von ganz Bern.

Das Kind.

Von Roland Bürki.

Morgens acht Uhr. Schrill läutet die Schulhausglocke. Die Schüler setzen sich an ihre Plätze. Gespannt verfolgen sie eine jede Bewegung des Lehrers, der sich behaglich auf einer Ecke des vordersten Schülerpultes niederläßt und in der Geschichte von Karl dem Großen weiter erzählen will.

Da springt die Türe auf, und herein tritt mit großen, zornigen Schritten und fliegenden Haaren Frau Weber, ihr Gritli an der Hand mit sich fortreichend. Mit drohenden Gebärden stellt sie sich vor die Klasse, äugt wie ein Habicht hin und her und will sich dann plötzlich auf drei oder vier Mädeln stürzen. Aber flink hat sich der Lehrer vor sie hingestellt: „Halt! Hier wird nicht geschlagen. Bitte sagen Sie zuerst, was Sie uns vorzuwerfen haben.“ Erst jetzt entdeckt Frau Weber den Lehrer. Verächtlich betrachtet sie ihn von oben bis unten. Dann legt sie los: „Aha, ja, Sie sind also jetzt dieser neue Lehrer, der nicht einmal Ordnung halten kann? So, so, aha! Na, warten Sie, ich werde selbst zum Rechten sehen!“ Damit will sie am Lehrer vorbei den ersten, besten Mädeln, die sich ängstlich unter ihre Pultdeckel ducken, in die Haare fahren. Aber der Lehrer läßt sich nicht einschütern. Rasch hat er ihre Bewegung aufgehalten: „So sagen Sie doch bitte zuerst, was Sie haben. Ich werde dann die Sache ruhig untersuchen.“ Jetzt bricht Frau Weber in wilde, gestifflernde Bewegungen aus. Dazu schleudert sie dem jungen Mann unklare, stichwortähnliche Vorwürfe ins Gesicht, woraus man entnehmen kann, daß ihrem Kinde offenbar ein großes Unrecht geschehen ist, das sie jetzt mit allen Mitteln zu rächen gedenkt. Instinktiv fühlt der Erzieher, daß es dieser Frau im Grund um etwas Größeres, Allgemeineres geht, das irgendwie bedrängt ist und aus ihrem tiefsten Wesen stammt.

Der Lehrer wird zunächst den vorliegenden Streitfall gewissenhaft und sachlich untersuchen, wie es sich gehört. Vielleicht öffnen sich ihm dann dadurch auch tiefere Zusammenhänge. Er spricht beruhigend auf Mutter Weber ein, die immer noch nicht eine klare Auskunft zu geben vermag, worum es sich handelt, und nimmt dafür nun Gritli ins Verhör. Etwas schüchtern erzählt das Mädeln, daß ihm gestern nach der Schule auf dem Heimweg ein paar Klassengenossinnen „Feigling“ nachgerufen haben.

„Und das lass' ich mir nicht gefallen!“ zischt Frau Weber auf und will sich von neuem auf die schuldigen Opfer werfen. Der Lehrer hält sie wieder auf: „Nur ruhig, bitte, wir untersuchen ja die Sache.“ Aber Frau Weber läßt sich nicht so rasch beschwichtigen. „Du, komm hervor!“ faucht sie, kerzengerade aufgerichtet und den Arm ausgestreckt wie ein Wegweiser, Anneli Meyer entgegen, das in der zweithintersten Bank sitzt und vor Schred beinahe auf den Boden hinunter rutscht. „Nur Geduld, ich werde schon sagen, wer herkommen soll“, erwidert der Lehrer, „Gritli, gib du uns jetzt Auskunft, wer dir Feigling nachgerufen hat.“

Bleich und mit einem bösen Zorn in den Augen nennt Gritli neun ihrer Kameradinnen. „Gut, diese neun Mädchen sollen aufstehen“, sagt der Lehrer. Mit großer Genugtuung und stechenden Blicken fixiert sie Mutter Weber und möchte ihnen am liebsten vor Wut die Gesichter zerkratzen. Der Lehrer bedeutet ihr, sich zu beherrschen und fährt weiter: „Nun, wenn diese neun Mädchen Gritli Weber Feigling nachgerufen haben, so werden sie doch sicher einen Grund dazu gehabt haben. Warum habt ihr Gritli einen Feigling genannt?“

Jetzt meldet sich vor allem Olga zum Wort. Der Lehrer ruft sie hervor, und Olga erzählt: „Gritli drohte gestern, sie werde nach der Schule zu uns nach Hause kommen und meine kleinen Geschwister, die noch nicht einmal zur Schule gehen, durchprügeln. Dann rießen wir ihr nach, sie sei ein Feigling.“

Frau Weber hat einen Ruck bekommen. Gritli ist also doch ein wenig feig gewesen. Der Lehrer wendet sich an das Mädchen: „Aber sage, Gritli, warum wolltest du denn die kleinen Geschwister durchprügeln?“ Gritli schweigt. Sonderbar!, bemerkt der Lehrer, „daß Gritli hier keine Auskunft geben will.“ Dafür meldet sich nun Olga: „Gritli versuchte zuerst, mich durchzuprügeln. Sie wollte mich schlagen, ohrfeiern und an den Haaren ziehen. Das gelang ihr aber nicht, dafür drohte sie dann, meine kleinen Geschwister anzugreifen.“

Frau Weber hat noch einmal einen Ruck bekommen. Ihr Gesicht wird bleich. Sie wendet sich ab und flüchtet sich in ihre Gefühle. Dort, in ihrer Kraft, ist sie geborgen. Ja, sie empfindet jetzt sogar eine Art Rechtfertigung für ihr äußerestes Vorgehen.

Der Lehrer setzt die Gerichtsverhandlung fort. „Wenn du Olga prügeln wolltest, so hattest du aber auch einen Grund dafür“, wendet er sich an Gritli. „Olga hat mir die Zunge herausgestreckt“, erwidert die Gefragte. Der Lehrer schaut Olga erstaunt an. Diese erklärt: „Gritli hat gegen mich einen spöttischen Mund gemacht.“ Die Klasse lacht.

Der Lehrer will der Sache doch nun ganz auf den Grund gehen. Er fragt Gritli, warum sie denn gegen ihre Kameradin den Mund verzogen habe. Gritli schweigt. Dafür gibt nun wieder Olga Auskunft: „Wir hatten gestern Turnen, da mußten wir in eine Reihe stehn und über ein Pferd springen. Gritli stand vor mir und tuschelte in einem fort: „Ach, das ist doch kinderleicht, das ist dummes Zeug. Solche Übungen haben doch gar keinen Wert. Dann sollte sie übers Pferd springen und war dabei so plump und unbeholfen, daß sie der Lehrer hinüberheben mußte. Als sie zurück kam, verzog ich ein bißchen den Mund, darauf streckte sie mir gleich die Zunge heraus, und so ist der Streit ausgebrochen.“ Dröhrendes Lachen schallt durch die Klasse.

„Doch die Mädchen Gritli einen Feigling gescholten haben, hatte seine Berechtigung“, fährt der Lehrer nach kurzer Pause weiter, „aber nun laßt es bewenden und ruft ihr nichts mehr nach, damit sich nicht ein böser Übernahmehilfet. Ich möchte nicht, daß Gritli irgendwie Schaden nähme.“ Bei diesen letzten Worten schwingen die tiefsten Gefühle von Gritlis Mutter mit. Der bis zum Überfluß gestaute See in ihrer Seele durchbricht die Schleusen. Frau Weber zittert, wie von einem inneren Sturm gequält, am ganzen Körper. Sie schwankt und fuchtelt, als ob sie eine Ohnmacht befände.

Entsetzen liegt auf den Gesichtern der Kinder. Der Lehrer schreitet auf die Frau zu, die umsonst nach Haltung ringt. Er faßt sie am Arm und führt sie hilfsbereit und freundlich zur Türe hinaus, um eine Szene vor den Kindern zu vermeiden.

Draußen im Schulhausgang bricht Frau Weber in ein heftiges Weinen aus. Der Lehrer läßt sie gewähren. Nach und nach wird sie etwas ruhiger und kann sich wieder ein

wenig fassen. Dann blickt sie auf einmal den jungen Lehrer mit großen, ausdrucksvollen Augen an und setzt erklärend hinzu: „Ich kam nur her, um Gritli zu beschützen. Ich möchte meinem Kind noch alles Liebe und Gute erweisen, das mir überhaupt möglich ist.“ Mit zitternder, gebrochener Stimme fährt sie weiter: „Ich — — kann — ja — nicht mehr — lange — dableiben. — Ich — muß — — bald — fort — von meinem Kind.“

Frau Weber dreht den Kopf zur Seite und schluchzt in sich hinein. Etwas später erzählt sie dann mühsam und stöhnend, daß sie schwer nieren- und nervenkrank sei und nicht mehr geheilt werden könne. Nierenšchrumpfung. Das Leiden mache in der letzten Zeit rasche Fortschritte; es gehe zu Ende.

Der Erzieher sucht die Frau vor ihm zu trösten und hilft ihr, so gut es geht, sich mit ihrem Schicksal abzufinden und zu versöhnen. Frau Weber schaut mit großen, visionären Augen ins Weite. Aber was soll dann aus dem Kinde werden, wenn ich nicht mehr da bin?“ ruft sie aus. Gleich darauf setzt sie erklärend hinzu: „Wir hätten eine kleine Schreinerei; aber das Geschäft geht auch nicht mehr gut. Wir stehen tief in Schulden.“

Frau Weber steht vor dem Nichts. Unruhig gleiten ihre Blicke hin und her. Dann umschließen sie auf einmal schmerzlich etwas Liebes und Warmes. Sinnend schaut sie vor sich auf den Boden. „Gritli ist das Tüchtigste und Fleißigste unter seinen Geschwistern“, fährt sie nach einer Weile wie zu sich selber fort, „es besorgt oft fast allein die ganze Haushaltung, es kocht, wascht das Geschirr ab, putzt und fegt und denkt an alles, und dazu muß es meistens auch noch seine frische Mutter pflegen. Wenn seine Schwestern hundert Ausreden haben und sich drücken, geht Gritli und besorgt alles, ohne viele Worte zu machen, obwohl sie nicht die Älteste ist. Ich möchte nicht, daß das Kind einmal von fremden Menschen ausgenutzt würde.“ Frau Webers Mund verzerrt sich schmerzlich.

„Und ein Liebes ist es auch“, fügt sie unvermittelt hinzu, „es sucht mir Freude zu machen, wie und wo es nur kann. Denkt einmal, nun steht das Kind fast jeden Morgen um vier oder halb fünf Uhr auf, um für mich an einer Weihnachtsarbeit zu stricken; aber was es ist, will es mir nicht sagen. Heute ist es sogar schon um halb vier Uhr aufgestanden, ich kann abwehren wie ich will, es nützt alles nichts.“

Der Lehrer ist über diese Auskunft ordentlich erschrocken. Er geht ein paar Schritte hin und her und überlegt. Auf einmal bleibt er vor Frau Weber stehen und sagt entschlossen: „Ich möchte mich nicht in Ihre Angelegenheiten mischen; aber dieses Frühstückstehen muß aufhören, wenn man bedenkt, was für eine Arbeit Gritli den Tag über noch bewältigt. Das Kind muß genügend schlafen, zehn bis zwölf Stunden, sonst wird es auch noch franz. Ich werde mir erlauben, hier einzutreten, und was die fernere Zukunft des Kindes betrifft, darüber machen Sie sich nur keine Sorgen, Frau Weber. Ich werde Gritli im Auge behalten und zum Rechten sehn.“ Damit reicht ihr der Lehrer warm und gütig die Hand. Ein dankbares Leuchten strahlt ihm aus braunen, seelenvollen Augen entgegen. Dann wanzt die Frau, gebrochen und doch mit neuer Zuversicht die Treppe hinunter.

Der Lehrer schaut ihr nach. Aber jetzt muß er Luft und Ausblick haben. Er tritt ans Fenster. Im Geiste sieht er Gritli in der Schulbank vor ihm sitzen, bleich und müde und mit einer Wolke ahnungsvollen, dunklen Fühlens in der Seele.

Der Lehrer wird mit dem Mädchen reden, daß es sich zu Hause nicht mehr überanstrengt und auch nicht mehr so früh aufsteht. Aber er versteht das Kind. Tief im Grunde seines Wesens drängt es eine geheime und furchtbare Angst zu seinem Verhalten, und dahinter steht lauter



Schwarenbach am Weg zum Gemmipass mit Altels und Rinderhorn.

Liebe. Es ahnt und weiß zuviel und möchte seiner Mutter noch eine große, große Freude machen mit einer eigenen Arbeit, wenn möglich an der Weihnacht. Der Lehrer wird das Mädchen zu beschwichtigen suchen und mit ihm vielleicht sogar auch ganz ruhig über seine fernere Zukunft sprechen, wenn es sich herausstellen sollte, daß sich Gritli auch schon in dieser Hinsicht Sorgen gemacht hat. Einen Augenblick steht er noch sinnend da. Nun versteht er vieles in der Seele dieses Mädchens. Eine weite Landschaft dekt sich vor ihm auf, darin er einen Weg aus düsterem Gebiet in hellere Bezirke sucht. Eine verantwortungsvolle Pflicht steht ihm bevor, eine Arbeit, die nicht in raschen, äußerlich messbaren Resultaten festzustellen ist. Er wird seine Aufgabe nach bestem Wissen und Gewissen lösen; denn auch er ist überzeugt: Für das Kind, die Zukunft, hat man sich mit ganzer Kraft und vorbehaltlos einzusetzen.

Der Lehrer wendet sich vom Fenster ab, um nach seinem Schulzimmer zurückzuschreiten, wo vierzig junge, werdende Menschen, jeder mit seinen eigenen Problemen, auf ihn warten.

Das Verbrecherdrama von der Gemmi. Von C. M. Reber.

I.

In der dramatischen Literatur des vorigen Jahrhunderts nahm lange Zeit die Tragödie von der Gemmi eine hervorragende Stelle ein. — Das Stück wurde vielfach auf den größten Bühnen Deutschlands aufgeführt und Goethe selbst protegierte es am herzoglichen Hoftheater in Weimar. —

In Bern erlebten wir die Aufführung Ende der 90er Jahre im alten Museumssaale durch das Ferien-Ensembles des Stadttheaters unter der Leitung des schon damals hervorragenden Charakterdarstellers Tumagalli, der auch die Hauptrolle übernahm. — Es war ein sehr zügiges Kassen-

stück und fesselte die Besucher in so beängstigender Weise, daß es tagelang den einzigen Gesprächsstoff der Stadt bildete. Noch im Sommer des gleichen Jahres setzte als weitere Folge eine wahre Massenwanderung nach der Gemmi ein.

Das Stück trug den seltsamen Titel „Der 24. Februar in Schwärenbach an der Gemmi.“

Was ist nun oder besser gesagt: was soll seinerzeit auf der Gemmi so Entsetzliches geschehen sein? Der Dichter läßt uns in der Herberge von Schwärenbach eine Mark und Bein erschütternde Familientragödie erleben, deren Verlauf man nur mit gestählten Nerven zu folgen vermag. Das armes Wirtshaus führt ein in Not und Misere gekommenes älteres Ehepaar: der Bauer Kunz Karuth und seine Frau Trude. Kein Tag vergeht ohne Wehklage und Jammer wegen des hereinbrechenden Gelst-

tages. Am 24. Februar, dem Todestage der Mutter der Bäuerin, verbringt es in trauriger Stimmung den Abend in der durch ein trübes Dämmlicht nur dürtig erhellt Stube. Es ist pechschwarze Nacht, der Schnee liegt in Haufen auf den Matten und Feldern. Plötzlich erschrickt das Ehepaar durch ein heftiges Klopfen an der Türe. Ein junger erschöpfter Wanderer ersucht um ein Nachtlager. Es wird ihm gewährt. Seine Sprache und sein Gebaren verraten den Berner aus ausländischen Diensten, zugleich aber auch, daß er einen vollgespickten Reisesack mit sich führt und — wie das Ehepaar rasch kombiniert — wahrscheinlich auch viel Geld. Im knappen Gespräch ist der Wanderer immer wieder im Begriff, etwas Wichtiges zu sagen, verschiebt es aber dann auf den Morgen und sucht früh seine Ruhestätte auf. Das Ehepaar verbleibt in der Stube und spricht sich über den rätselhaften Fremden aus.

Seltsame Gedanken durchkreuzen ihr Gehirn. Durch eine kleine Risse sieht die Frau den Wanderer sich auf das Stroh-lager niederlassen. —

Frau: „— jetzt schnallt er sich die Rakte los, er legt sie auf den Tisch, sie ist gespckt und groß ...“

Bauer: „s' ist 12 Uhr bald, wenn morgen mittag der Zeiger 12 zeigt, ist es aus mit mir, dann heißt es „Mensch Karuth in den See hinaus“. Er hat ja Geld, der könnt mich retten, — nein, welch Teufel bließ mir den Gedanken ein —“

Frau: „Komm doch zu Bett, mir graut.“ — —

Bauer: „Ein Räuber ist's, ein jeder kann ihn plündern, rauben — weil die Gesetze es erlauben —“

Frau: „Um Gottes willen, Mann.“ — —

Bauer: „In töten könnt ich, danach schreit kein Hahn.“ — — — — —

Das Entsetzliche geschieht. — — — — —

Der Ermordete ist der unerkannt gebliebene Sohn — der Herbergseleute! — —